Dr. Irene Götz, Humboldt-Universität Berlin, Institut für Europäische Ethnologie

Familienkultur im Wandel – Perspektiven einer europäischen Ethnologie

Eine Kleinfamilie in einem Vorort einer süddeutschen Stadt, die Eltern Mitte 30, verheiratet, zwei Kinder. In der Küche ihrer Etagenwohnung inszeniert sie ihre Geschichte als Fotocollagen. „Bilder 1995“, „Bilder 1996“ usw. sind die jeweils rund zwanzig Fotos überschrieben, die in einem Wechselrahmen jedes Jahr zu den übrigen Jahresrückblicken dazu gehängt werden. (siehe Abb. 1)

Abb. 1, Abb. 2

Es sind vor allem Bilder des Übergangs, die als Marksteine des Familienbewusstseins vergegenwärtigt werden: Taufen, Hochzeiten, runde Geburtstage an opulenten Festtafeln. Aber auch die alltäglicheren Familienrituale – immer wieder die gemeinsame Mahlzeit – sowie an bestimmte Jahres- und Brauchzeiten gebundene Praxen verleihen der Familie als kulturellem Raum Kontur: die Sandburg beim jährlichen Nordseeurlaub, der Weihnachtsbaum, der erste Schneemann, die Kinder in fastnächtlicher Kostümierung.

Familie erfährt und präsentiert sich hier – erstens – gerahmt von einer stets bunten, ästhetischen Kulisse. Der Bereich Arbeit – alltägliche Verrichtungen und Pflichten – bleiben auf der im Wandschmuck konservierten Schauseite unsichtbar.

Zweitens fällt auf, dass Familie ein Raum ist, der von markanten Stationen der Entwicklung der Kinder strukturiert und ausgefüllt wird. Sie vor allem bestimmen den Takt der Familienzeit: der positive Schwangerschaftsteststreifen, das Baby im Kreissaal, dann auf dem Arm der Eltern und Großeltern, mit den Geschwistern, Cousins und Cousinen, Feste in Krabbelgruppe und Kindergarten, der erste Schultag.

Drittens zeigt sich Familie als eine Gemeinschaft, in der die Trias von „Vater-Mutter-Kind(ern)“ von weiteren Verwandtschafts- und Freundesnetzwerken flankiert und unterstützt wird. Regelmäßige und sporadische Treffen – die Rituale und die Erinnerung daran – dienen offensichtlich gerade unter den gegebenen Bedingungen der Mobilität und Neolokalität dazu, die weitere Familie zusammenzubinden, Zugehörigkeiten zu bestimmen und zu festigen, z. B. die mit der Eheschließung begründete Allianz zwischen zwei Familien oder die Ordnung von Geschwistern und Generationen. (siehe Abb. 2)

Die private Inszenierung vermittelt Grundmuster eines in Mittel- und Nordeuropa verbreiteten Familienleitbildes. Diese Muster betreffen, erstens, die Leitidee von Familie als Gegenwelt zur industrialisierten Arbeitsgesellschaft, zweitens, die Kindzentrierung, die diesen Gegenweltcharakter zentral bestimmt, sowie, drittens, die Vorstellung der rollen- und arbeitsteiligen „Kernfamilie“, umgeben von einer weiteren bilateralen Verwandtschaft.

Dargelegt werden soll in einem ersten Teil dieses Beitrags, wie die moderne Familie sich als ein so charakterisierter kultureller Raum zunächst im Bürgertum des 19. Jahrhunderts im Zuge einer Abspaltungsdynamik ausbildete. Um zu verstehen, wie die bürgerliche Vorstellung von der Kernfamilie dann im 20. Jahrhundert als Leitbild eine gewisse kulturelle Hegemonie erlangt hat, müssen neben den privaten innerfamiliären Tradierungspraktiken auch öffentliche Diskurse über die Familie als Ordnungsmodell beachtet werden. Erst auf der Folie einer solchen historischen Grundlegung des Mikro- und des Makrokontextes wird es möglich, in einem zweiten Teil das sich wandelnde kulturelle Repertoire der gegenwärtigen pluralen Lebens- und Familienformen als Transformationsgestalten darzustellen, die sich alle in irgendeiner Form an dem bürgerlichen Familienleitbild orientieren oder abarbeiten.

Familie als Gegenwelt zur Arbeitswelt

Dass Arbeit wie im Fallbeispiel offensichtlich nicht „Familie“ ausmacht, wenngleich sie die

Familie doch erhält und ernährt sowie den Takt des Alltagslebens ihrer Mitglieder bestimmt, – dieser Widerspruch charakterisiert die bürgerliche Familie von Anfang an. War in der vorindustriellen Gesellschaft das „ganze Haus“, z. B. bei den Bauern oder Handwerkern, der Ort der Produktion, so wurde diese im Zuge der Industrialisierung aus dem Haus ausgelagert und in den Betrieben organisiert. Die Familie war freigesetzt für neue Aufgaben und Sinndeutungen, die den Erwartungshorizont an sie bis heute prägen. Sie wurde, wie Ulrich Beck es nennt, zu einem „Ort des Nicht“ stilisiert: zum „Nichtmarkt“, der „Nichtkalkulation“, der „Nichtzweckrationalität“ (Beck 1990, S.185).

Die Vorstellung von der Familie als einer gesellschaftsfreien Gegenstruktur zur zweckrationalen Welt der Arbeit „draußen“ fand und findet ihren kulturellen Ausdruck nicht nur wie im Eingangsbeispiel in einer ins Private verlagerten Fest- und Feierpraxis zur Repräsentation der Familie, sondern auch in einem entsprechend gestalteten Wohnumfeld, das kompensatorische Aufgaben erfüllen soll. Familie wird zur „Energiequelle bürgerlichen Lebens“ (Rosenbaum 1982, S.29), zum schützenswerten Heim, in dem „mann“ sich von der Plackerei in der Produktionssphäre regenerieren und sich von der großen Politik scheinbar unbehelligt bewegen kann.[1] Bürgerliche Familienporträts stilisierten besonders im 19. Jahrhundert dieses Heim zum Ort der Innerlichkeit und plüschig-sentimentalischen Gemütlichkeit. Einerseits war „Familie“ emotional aufgeladene „Privatsphäre“, andererseits und zugleich wurde sie doch immer wieder als kleinste Einheit und Rückgrat der Gesellschaft in die Pflicht genommen. War doch gerade die Familie stets der kulturelle Raum, in dem politische Botschaften wirkungsvoll in Lebens- und Erziehungsstile umgesetzt werden konnten. Dies zeigt zum Beispiel die von Georg Kugler gemalte Familienszene in „altdeutsch“ aus dem Jahr 1894 (siehe Abb. 3). Der in der Gründerzeit modische, „national-nostalgische“ Wohnstil vergegenwärtigte und propagierte die „nationale Gemütslage“, trug sie als Bekenntnis sinnlich erfahrbar in die innerfamiliäre „private“ Alltagswelt.[2]

Wie die Industriegesellschaft im Großen, die auf dem Prinzip der Arbeitsteilung und Segregation von Lebensbereichen – Arbeit und Freizeit, öffentliche und private Sphäre – beruht,

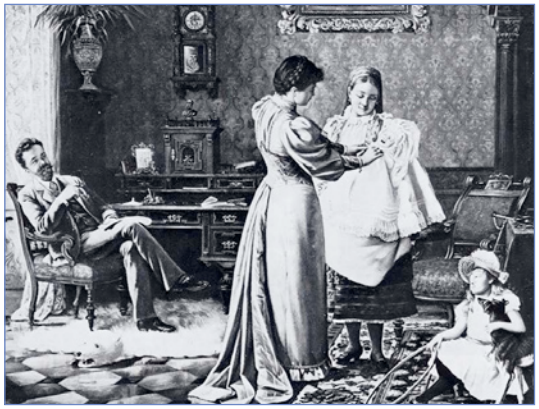

Abb. 3

lässt sich die bürgerliche Familie im Kleinen als eine Kultur der Auf- und Abspaltungen beschreiben. Insbesondere im 19. Jahrhundert äußerte sich diese durch soziale Schleusen auch innerhalb des Wohnbereichs, die Besucher und Mitglieder des Haushalts nach bestimmten Prinzipien ordneten und repräsentative Schauseiten wie die „gute Stube“ von der unsichtbar zu haltenden Hausarbeit sowie von regelrecht intimen Zonen separierten.[3] Solche waren z. B. die ungeheizten Schlafräume, das Kinderzimmer sowie die Kammern oder Böden für das Personal mit karger Ausstattung und Blick auf den Hinterhof. Im 19. Jahrhundert zeigte sich die Abspaltungstendenz in einer durch die Raumsymbolik ausgedrückten Verdrängung alles Triebhaften und elementar Körperlichen. Die Beherrschung von Gefühls- und Körperreaktionen wurde, so Norbert Elias (1978), als verinnerlichter Zwang durch Benimm-, insbesondere Tischetikette und einen asketischen Lebensstil in den Körper der nächsten Generation eingeschrieben. Die Abspaltungsdynamik zeigte sich darüber hinaus vor allem in einer sich nun durchsetzenden biologisch determinierten Familienkonzeption mit neuerdings biologisch begründeten arbeitsteiligen Geschlechterrollen.

Während der Begriff „das ganze Haus in der vorkapitalistischen Gesellschaft eine Einheit, nicht nur von gefühlsmäßigen und sachbezogenen Beziehungen, von Haushalt und Betrieb, sondern auch von nicht weiter unterschiedenen blutsverwandten Eltern und Kindern sowie nicht-blutsverwandten Mägden, Knechten oder Lehrlingen bezeichnete[4], grenzt der Begriff „Familie“, verstärkt seit dem 19. Jahrhundert, eine durch Blutsverwandtschaft und besondere Emotionalität verbundene Gemeinschaft als eigenen auch gesetzlich geschützten Raum aus. Komplementär konstruierte Geschlechtscharaktere – emotionale, passive Frau und rationaler, aktiver, außenorientierter Mann

1) In den Aufbau des Heims wurde seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in vielen Bürgerfamilien Mittel- und Nordeuropas auf der Basis des steigenden Wohlstandes in Form von großen Wohnungen und massenhaft produzierter Einrichtung investiert. Siehe allg. z. B. Rosenbaum (1982), für Schweden Löfgren (wie Anm.1, S.41 ff).

2) Zit. Weber-Kellermann (1989, S.160). Siehe zur Ideologie des „Altdeutschen“ auch Möller (1966).

3) Siehe Löfgren (wie Anm.1., S.42).

4) Siehe hierzu besonders die Arbeiten Mitterauers (1978a, 1990) im Bereich der historischen Familienforschung sowie grundlegend auch Brunner (1978).

– ersetzten alsbald als naturalisierte Wesensmerkmale des Männlichen und Weiblichen die sozialen Kategorien des „Hausvaters“ und der „Hausmutter“, und sie sicherten die ungleiche Machtverteilung zwischen den Geschlechtern als eine Säule des kapitalistischen Gesellschaftsmodells ideologisch ab.[5]

Frau und Mann sollten sich als symbiotische Funktionseinheit erfahren. Die Frau bezog durch die von ihr mitgetragene Karriere des männlichen „Haushaltsvorstandes Lebenssinn und gesellschaftlichen Status. Dieses alsbald auch in den Universallexika als Standard vermittelte Rollenverständnis fand seinen symbolischen Niederschlag etwa in den Familienbildern des 19. und 20. Jahrhunderts. Wie beispielsweise das Biedermeier-Porträt der Familie Werbrun von Wilhelm Meister aus dem Jahr 1835 zeigt (siehe Abb. 4), steht der Vater im typischen – später durch die Familienfotografie weit verbreiteten – Bildmotiv der „patriarchalischen Pyramide“ als Autorität und Rückgrat, aber auch mit possessiver Geste hinter „seiner“ Familie.[6] Vor ihm sitzt die Ehefrau, eine Einheit mit ihren Kindern bildend. Wenngleich das patriarchale Modell inzwischen demokratischeren Familienleitbildern gewichen ist (siehe Abb. 5) so scheint dieses traditionale Motiv – z. B. auf der privaten Grußkarte einer Arztfamilie mit herkömmlicher Rollenteilung (siehe Abb. 6) – offensichtlich doch als Muster familialer Selbstinszenierung bis heute weiterzuleben.

Es folgen nun einige Bemerkungen zu dem zweiten Strukturmerkmal der modernen Fa-

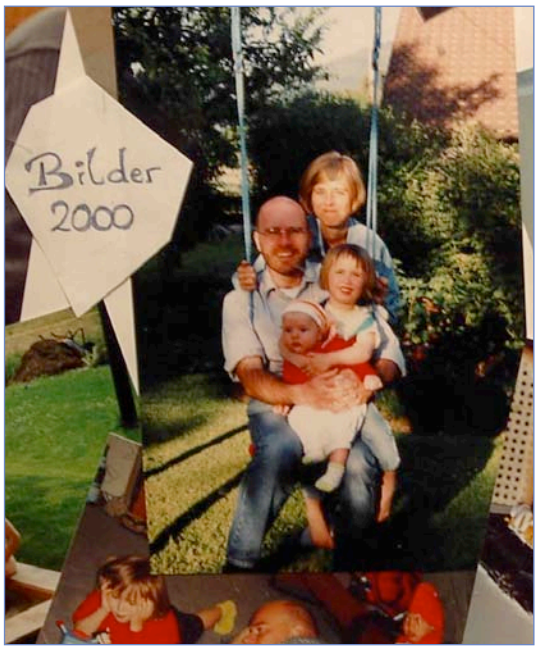

Abb. 5

Abb. 4, Abb. 6

5) Siehe hierzu bes. Karin Hausen (1978). Gerade die komplementäre Zuweisung von Geschlechterrollen durch das bürgerlichen Leitbild zeigt, wie das auch innerhalb der Familie gelebte Prinzip der Arbeitsteilung moderne Wertvorstellungen, Lebensformen und Mentalitäten nachhaltig beeinflusst hat. Außerdem ging diese Rollenlogik mit weiteren Auf- und Abspaltungen einher. So wurde die von der „eigentlichen“, der Erwerbsarbeit freigesetzte Ehefrau als ein reines, treues, unschuldiges und asexuelles Wesen konzipiert, als eine zur sittlichen Liebe und Herzensbildung der Kinder befähigte Kameradin und Mutter. Sexuelle Lust und jede Form von elementarer Körperlichkeit wurde aus dem familiären Raum – ohnehin dem einzig legitimen Ort für eine ausschließlich Fortpflanzungszwecken dienende Sexualität – ausgegrenzt, beziehungsweise, wenn es um engen Körperkontakt mit den Kindern ging, wurde dieser bei finanziellem Spielraum Ammen und Kindermädchen überlassen. Die Erziehung zur Beherrschung von Gefühls- und Körperreaktionen, die Selbstkontrolle in Form von Verdrängung und Verstellung hat im viktorianischen Zeitalter die modernen Neurosen hervorgebracht, siehe zu diesen Überlegungen pointiert Davidoff et al. (2000, S.365), Löfgren (wie Anm.1) oder Rosenbaum (wie Anm.1).

6) Siehe die Bildbelege, die diese „patriarchalische Pyramide“ dokumentieren, bei Weber-Kellermann (1974, S.102-116 und 1989, S.118 und S.146).

milie: ihrer ausgeprägten Kindzentrierung, die in der Zweiten Moderne noch eine Steigerung erfährt.

Die Inszenierung von Kindheit als Gegenwelt

Für die neu geschaffene Einheit der sogenannten „Kernfamilie" wurde die Erziehung der Kinder in einer Sphäre persönlicher Vertrautheit und Fürsorge zur zentralen Aufgabe der Familie erklärt. Das Bild des „Kerns" entstammt im Übrigen einer ahistorischen Rückprojektion bürgerlicher Maßstäbe, einer evolutionistischen Sichtweise, und es impliziert, dass die Familie nun zu ihrer eigentlichen Bestimmung und endgültigen Gestalt gefunden habe, nachdem die sogenannten „familienfremden" Personengruppen des „ganzen Hauses" von ihr abgefallen seien.[7]

Die Arbeitsmarktdynamik der Industriegesellschaft mit ihrem Individualisierungs- und Mobilitätszwang machte es nun notwendig, die Kinder in immer längeren Ausbildungszeiten zu unterstützen, so dass sie in der Lage sein würden, sich in den neu entstehenden Berufsfeldern eine eigene Karriere aufzubauen. Darüber hinaus schufen die Ideale der Aufklärung die Grundlage für das ausgeprägte Bildungsbewußtsein im Bürgertum. Und mit dem Geburtenrückgang und einer geringeren Kindersterblichkeit waren auch die demographischen Voraussetzungen für eine solche stärkere Hinwendung nun zu wenigen Kindern geschaffen.

Die Intensivierung und Emotionalisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses und die entsprechende „Verhäuslichung" der Kindheit[8] blieben bis ins 20. Jahrhundert weitgehend ein Spezifikum bürgerlicher Kultur.[9] Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat die Kindzentrierung der Familie allerdings längst einen qualitativen und quantitativen Sprung gemacht. Kindern wird – jetzt auch in den unteren Schichten – vor allem eine „psychologische Nutzenfunktion" (Beck-Gernsheim 1990, S.138) zugeschrieben. In Familien, die nicht länger primär Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaften sind, werde, so Elisabeth Beck-Gernsheim weiter, das Verhältnis der Familienmitglieder aus „ökonomischen Interessen herausgelöst und für private Interessen, Hoffnungen, Wünsche geöffnet". Mit Kindern, inzwischen vom materiellen Nutzen- zu einem Kostenfaktor geworden, verbindet sich laut aktuellen Umfragen zunehmend der Wunsch nach „Sinn und Verankerung, gleichzeitig ein Glücksanspruch , der auf Beziehungslust zielt" (ebd., S.138). Gerade angesichts zunehmender Scheidungsraten wird an das als besonders eng definierte Mutter-Kind-Verhältnis der Anspruch herangetragen, die einzige authentische Beziehung von wirklicher Dauer zu sein. Die Kinder vor allem müssen es nun leisten, die Familie zur haltgebenden Gegenwelt zu machen. Dabei erscheinen sie zugleich als Teil eines hedonistischen Lebensstils: Kinder als Werbeträger haben derzeit Konjunktur, insbesondere Pop-Ikonen wie Madonna und Verona Feldbusch glorifizieren mit ihren durchgestylten Kindern einen neuen Mutter-Chic. Und auf der Ebene des Alltags bezeugen die vollen Kinderwunsch-Sprechstunden, wie sehr individueller Lebenssinn, weibliche Selbstbilder und Familienidentität an das eigene Kind gekoppelt sind.

Diese religiös anmutende Aufladung der Eltern-Kind-Beziehung[10] führt zu einem Anstieg geforderter Informations- und Inszenierungsaktivitäten. Das Gebot der „optimalen Förderung" in einem stabilen kindgerechten Milieu, sei, so Beck-Gernsheim (1990, S.168), neben dem Wunsch gut ausgebildeter Frauen nach „eigenem Leben" und der Familienfeindlichkeit der Arbeitswelt einer der Hauptgründe, warum sich viele Paare erst spät, wenn alle Voraussetzungen zu stimmen scheinen und der „richtige" Partner[11] gefunden ist, (oder eben gar nicht mehr) für ein Kind entscheiden. Kinderlosigkeit als insbesondere in den neuen Dienstleistungszentren[12] zunehmend gewählte

7) Siehe zu einer entsprechenden Kritik an der älteren familiensoziologischen Forschung Rosenbaum (1978, bes. S.9-20). Mitterauer weist in seinem Aufsatz über den „Mythos von der vorindustriellen Großfamilie" (1978 b) nach, dass diese evolutionistische Betrachtung nicht haltbar ist angesichts eines durch die Quellen belegten Nebeneinanders unterschiedlicher Familienformen und -größen auch bereits in der vorindustriellen Gesellschaft.

8) Stichwort: eigene Kinderzimmer, siehe Ariès (1978).

9) In Bauernfamilien wurden Kinder weiterhin als Arbeitskräfte angesehen, ihre Wertschätzung wurde vor allem von ihrer Arbeitsleistung oder ihrer Rolle als Erbe her definiert. Auch in Handwerksfamilien, in denen die Söhne das Haus aufgrund des Wanderzwanges spätestens nach der Lehre, häufig schon zuvor mit etwa 10 Jahren, verließen, oder in den kinderreichen Arbeiterfamilien standen sachliche und materielle Zwänge dieser Haushalte einer intensiven Zuwendung zu den Kindern entgegen. Siehe zur ausführlichen Beschreibung und Analyse der schicht- und milieuspezifischen historischen Familienformen Rosenbaum (1982).

10) Die romantische Aufladung der Elternbeziehung, die Vorstellung vom Kind als dem „Sinnmittelpunkt der privaten Existenz" (Beck-Gernsheim 1990, S.140) wird mit dem „Schwinden religiöser Überzeugungen" in Verbindung gebracht, siehe dazu auch Davidoff et al. (2000, S.281).

11) Laut einer aktuellen Umfrage des Bundesinstitutes für Bevölkerungsforschung, die eine große Presseresonanz erfuhr, möchte jeder vierte Mann zwischen 20 und 40 Jahren nicht mehr Vater und jede siebte Frau im gleichen Alter nicht mehr Mutter werden. Dabei seien nicht primär die Angst vor Verarmung oder die Karriereorientierung der ausschlaggebende Grund für diese Entscheidung, sondern das Gefühl, den „richtigen" Partner für eine Familiengründung nicht gefunden zu haben. Siehe Ursula Weidenfeld: Das Paar, das sich nicht traut, in: Der Tagesspiegel, 4./5. 5. 2005, S.1.

12) Hans Bertram (1991) hat die großen regionalen

Lebensform erscheint somit als die Kehrseite einer gesteigerten Verantwortungsethik, einer durch Expertenwissen verwalteten Kindheit.

Nach diesem Streiflicht auf die kulturellen Vorstellungen von Kindheit und Familie werden nun einschlägige Leitbildproduktionen auf der Makroebene der Politik und Wissenschaft beleuchtet.

Das bürgerliche Familienbild als Ordnungsmodell und Orientierungsfolie

Familie soll in anerkannte gesellschaftliche Werteorientierungen einüben – gerade die Wissenschaften waren immer wieder essentieller Bestandteil einer diesbezüglichen Vermittlungspraxis. Dies zeigt insbesondere die breite Rezeption der Thesen des amerikanischen Soziologen Talcott Parsons.[13] Dieser sah in den 1950er Jahren die strukturell isolierte und damit mobile Kernfamilie mit ihrer rollenbildenden Erziehungsfunktion und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung als bestens angepasst an die Erfordernisse der modernen Industriegesellschaft und damit als das Zukunftsmodell an. Parsons Modell transponierte die beschriebenen Strukturmuster der bürgerlichen Familie in die prosperierende Nachkriegsgesellschaft. Zusammen mit Werbung und Warenindustrie, Frauenzeitschriften und Fernsehserien, Spielfilmen und Städtebau förderte er ein Familienmodell, nach dem es sich die Ehefrau leisten durfte, sich in den neu entstandenen Vorstadtsiedlungen ganz Heim und Kindern zu widmen. (siehe Abb. 7) Hier sehen wir eine Werbeseite von 1970: „Familie mit 2 Kindern, 3 Zimmer in Neubausiedlung."

Abb. 7

Allerdings blieb dann in der Realität die verbreitete Vorstellung, dass sich eine sogenannte bürgerliche „Normalform" der Familie weltweit durchsetzen werde, eine Wunschprojektion der Familienpolitiker, wie zunächst die nüchternen Zahlen zeigen: Selbst zwischen 1950 und 1965, als steigender Wohlstand, ein steigendes Lohnniveau sowie zum Teil entsprechende Wohnverhältnisse gegeben waren, lebte in Deutschland und den USA nicht mehr als die Hälfte der Bevölkerung dieses Modell der Ein-Ernährer-Familie.[14]

Staaten wie Schweden oder Frankreich sowie die osteuropäischen sozialistischen Länder arbeiteten dem nur auf Heim und Kind konzentrierten Frauenbild ohnehin schon früh entgegen. In vielen Regionen und Milieus – etwa in Ostdeutschland oder generell in der Arbeiterschaft – fehlten bis in die weitere Nachkriegszeit hinein im Übrigen schlichtweg die ökonomischen und strukturellen Voraussetzungen für die Umsetzung des bürgerlichen Familienmodells.[15] Und gegenwärtig, in Zeiten der Globalisierung, herrscht ohnehin nicht Konvergenz, sondern zunehmend Divergenz, ein Besinnen auf lokale Traditionen, wie z. B. auf Polygamie oder von den Familien gestiftete Ehen. Bei uns wird diese Divergenz offensichtlich, wo Kinder, etwa aus Migrantenfamilien, zu Pendlern zwischen unterschiedlichen Welten werden. So pendeln sie z. B. zwischen einem eng verschweißten Familienkollektiv, das den einzelnen ein Leben lang verpflichtet, und einer entscheidungsoffenen Umwelt mit individualistischen Orientierungen, wie sie in der Schule, durch die Peer Groups, die Nachbarschaft oder die Medien vermittelt werden. Die Familie hat mehr denn je als Sozialisationsinstanz Konkurrenz bekommen.

Europäisch-ethnologische Verwandtschaftsstudien[16] bestätigen, dass insbesondere Par-

Unterschiede, gerade in Bezug auf die Frage nach Kindern als Sinn einer Partnerschaft, herausgearbeitet und durch Umfragen z. B. festgestellt, dass den süddeutschen, katholischen und ländlichen Regionen, in denen traditionale Familienverhältnisse noch vergleichsweise verbreitet sind, die Dienstleistungszentren mit ihren zu einem hohen Prozentsatz kinderlosen Beziehungsformen und individualistischen Orientierungen gegenüber stehen.

13) Besonders einflussreich war sein zusammen mit Robert F. Bales im Jahr 1955 erstmals erschienenes Werk über innerfamiliäre Sozialisations- und Interaktionsprozesse (Parsons, Bales 1955).

14) Siehe zu den diesbezüglichen Erkenntnissen auf der Basis statistischer Erhebungen ebenfalls die Forschungen Bertrams (z. B. 1991, 1995, 2000), der auch Parsons und die ihm folgende Konvergenztheorie von einer weltweiten Angleichung der Familienformen an das bürgerliche westliche Modell kritisiert.

15) Rosenbaum (1982) streicht z. B. auch heraus, daß die Arbeiterfamilie, die zweite Familienform, die die modernen Produktionsverhältnisse hervorbrachte, schon aufgrund der beengten Wohnverhältnisse und der häufig aus finanzieller Not aufgenommenen Schlafgänger keine von der Außenwelt abgeschottete Privatsphäre ausbilden konnte.

16) Siehe hierzu insbesondere Segalen (1990, S.121-136, mit weiterführender Literatur).

sons Vorstellung einer Isolation der neolokalen Kernfamilie, zumal angesichts der Zunahme an Lebenszeit und damit an „multilokalen Mehrgenerationen-Familien“ (Bertram 2000, S.105), nicht den Realitäten entspricht. Demnach bleiben unterstützende Interaktionen zwischen Mitgliedern einer Verwandtschaftsgruppe auch über räumliche Entfernungen hinweg weiter bestehen. Besonders im Migrationszusammenhang erleichtern sie den Zugang zu Gemeinschaft, zu Wohnraum und Arbeitsplätzen am neuen Ort. Verwandtschaft liefert darüber hinaus einen imaginären Bezugsrahmen, der es erlaubt, sich dauerhaft in Raum und Zeit einzuordnen. Dies bedeutet nicht zuletzt, der eigenen Vergänglichkeit die Stabilität einer durch Genealogie und Tradition verschweißten Bezugsgruppe entgegenzustellen, in deren Erinnerung man einen festen Platz hat. Diese – wie im Eingangsbeispiel rituell vergegenwärtigte – latente und jeder Zeit aktivierbare Zugehörigkeit erfüllt gerade in urbanen Kontexten und angesichts divergenter und instabiler Lebenswelten eine kompensatorische Funktion. Aktuelle Netzwerkanalysen bestätigen allerdings einen Trend, der sich bereits bei der mobilen bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts abzeichnete und der sich im Eingangsbeispiel ebenfalls zeigte: Freundschaften ergänzen oder übernehmen, insbesondere in den höheren Schichten im urbanen Raum, die Funktionen, die herkömmlicherweise der Verwandtschaft zugeschrieben wurden.[17]

Pluralisierung der Lebensformen: Frageperspektiven einer Europäischen Ethnologie

Das Modell der Kleinfamilie im Sinne Parsons‘ wurde dann vor allem in den Diskussionen um alternative Lebensformen in Folge der 1968er Bewegung grundsätzlich theoretisch in Frage gestellt, und seit den siebziger Jahren wird die Kleinfamilie als die einzige lebenslange Form des Zusammenlebens auch faktisch immer seltener. Steigende Scheidungsraten, Rückgang der Eheschließungen und Geburten, historisch in dieser Form neue Singlehaushalte, alleinerziehende Elternteile, gleichgeschlechtliche Partnerschaften und weitere sozial anerkannte Beziehungsformen zeigen einen tiefgreifenden Wandel der privaten Lebensverhältnisse an. Entsprechende Gesetzes- und Sprachregelungen im Alltag (nicht mehr „wilde Ehe“, sondern „Ehe ohne Trauschein“), politische Maßnahmen und auch gewandelte Perspektiven der Familienforschung[18] spiegeln und beeinflussen diese Entwicklungen.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Beurteilung der Lage durch die Sozialforschung – „Ende der Familie“ oder ihre Transformation und Pluralisierung[19] – ist man sich doch weitgehend in der Ursachenanalyse einig: Die Funktionsprinzipien der Ersten Moderne, die die moderne Familie hervorgebracht haben und von dieser mitgetragen wurden, führen nun, in der Zweiten, der radikalisierten Moderne, zu deren Erosion. Die von der Forschung angeführten Einflussfaktoren betreffen die „strukturelle Rücksichtslosigkeit“[20] der modernen Gesellschaft der Familie gegenüber, den Mobilitätszwang, sowie nicht zuletzt den Wertewandel der letzten 30 Jahre mit den gesteigerten individualistischen Ansprüchen auf Glückserfüllung in der Partnerschaft, die familialer Solidarität sowie dauerhafter Verpflichtung in einer Ehe entgegenstünden.

Im Folgenden soll nun schlaglichtartig ge-

17) Englische Anthropologen, die in den 1950er und 1960er Jahren Formen der Geselligkeit in einer Londoner Vorstadt untersuchten, in der zwei soziale Schichten nebeneinander wohnten, fanden beispielsweise heraus, dass Ehepaare der Mittelschicht durch eine vergleichsweise starke Eingliederung in die Nachbarschaft die bei den Arbeitern verbreiteten Formen familialer Soziabilität durch Freundschaftsnetzwerke ersetzten, wie sie sich durch eine andere Freizeitkultur – Tennisclub, Mitarbeit in der Kirchengemeinde etc. – entwickelten. Siehe hierzu zusammenfassend Segalen (1990, S.133 ff).

18) Während Sozialgeschichten der 1970er und 1980er Jahre (z. B. Weber-Kellermann 1974 oder Rosenbaum 1982) noch von einer Separierbarkeit von schichtspezifischen Familienformen ausgingen, die in direkter Abhängigkeit der Produktionsverhältnisse gesehen wurden, gibt es nun die Debatte um das Ende der Form, unabhängig von Schicht und Klasse (siehe z. B. Beck, Beck-Gernsheim 1990, Beck-Gernsheim 1998). Folgt man z. B. Ulrich Beck und auch Elisbeth Beck-Gernsheims postmoderner „Chaostheorie“ (Titel des gemeinsamen Buches: „Das ganze normale Chaos der Liebe“, 1990), dann ist inzwischen das Zeitalter der „postfamilialen Familie“ und eine neue Unübersichtlichkeit in Sachen Ehe, Partnerschaft und Familie ausgebrochen, die alle Schichten und Milieus erfasst habe.

19) Die Vertreter/innen der These vom Ende der Familie, die im Übrigen als konservativer Subtext die Familienforschung und -politik seit jeher bestimmt hat, konzentrieren ihren Blick auf die Zunahme historisch neuer Formen wie die der Singlehaushalte oder auf statistische Größen wie den Rückgang der Eheschließungen und Geburten. Diejenigen, die von der grundsätzlichen Stabilität der Familie (bei gewandelten Formen) ausgehen, betonen ihre Leitbildfunktion gerade auch für Jugendliche nach aktuellen Umfragen; sie beziehen sich auf den Umstand, dass jeder irgendwann in einer Familie oder familienähnlichen Gemeinschaft lebt, oder sie verweisen auf die unterstützenden Funktion der Verwandtschaft und Eltern noch für ihre erwachsenen Kinder. Hans Bertram (2000, S.104) stellt heraus, dass die „Vielfalt familiärer Lebensformen eines der wichtigsten Merkmale von Familie gewesen sei. Die Anpassungsfähigkeit an unterschiedliche ökonomische Lebensbedingungen und die Fähigkeit, mit ganz unterschiedlichen demographischen, politischen und kulturellen Herausforderungen fertig zu werden“, habe die Familie seit jeher gekennzeichnet. Angesichts gerade der vielfältigen Formen eines „living apart together“ könne man das gemeinsame Wohnen und Wirtschaften mindestens zweier Generationen nicht mehr als notwendiges Definitionskriterium begreifen, sondern müsse, so Hans Bertram (1991, S.III-VI) den Faktor der „gelebten Beziehungen“ stärker gewichten – ein Ansatz, der der ethnographischen Perspektive entgegenkommt.

20) Zu diesem Begriff siehe Bertram (3bd., S.II).

zeigt werden, wie eine europäisch-ethnologische Betrachtungsperspektive auszuloten vermag, inwiefern einerseits trotz oder wegen des Wandels der Lebensformen Motive und Muster der beschriebenen traditionalen Familienkultur reinszeniert und variiert sowie andererseits zugleich neue Praxen und Leitbilder in die alltägliche Lebenswelt vermittelt werden.

Denn es läßt sich zunächst beobachten, dass Parsons Konzept trotz seiner zunehmenden Inkompatibilität mit den real existierenden Lebensformen in vielen Kontexten weiterhin orientierend wirkt. Zum Beispiel blieben in Deutschland bis vor kurzem erb-, adoptions- oder steuerrechtliche Bevorzugungen der „normalen" Ehe und Familie durch den Gesetzgeber handfeste Argumente. Häufig geht es hier, auf der Makroebene, auch um die weiterhin moralisch motivierte Konservierung eines Standards, z. B. wenn die Richtlinien der deutschen Ärztekammer bestimmte repromedizinische Behandlungen „zum Wohle des Kindes" nur für verheiratete Partner vorsehen. Auf der Mikroebene des Alltags dagegen wird die „Normalfamilie" als Leitmotiv längst auch in ironischer Form zitiert und gleichzeitig in neue Formen transformiert, beispielsweise dort, wo eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft demonstrativ als Zeichen ihrer erkämpften weitgehenden Gleichstellung als „eingetragene Lebensgemeinschaft" mit dem bürgerlichen Hochzeitsritual spielt. (siehe Abb. 8)

Abb. 8

In einem ethnographischen Projekt zu verfolgen ist insbesondere die Inszenierung von Kindheit entlang kulturell vorgegebener Leitbilder. Eltern-Kind-Gruppen, Kindergartenfeste und Kindergeburtstage – trotz des Anspruchs auf Sinnstiftung durch und für das Kind in einer kuscheligen Gegenwelt sind solche Inszenierungsaktivitäten als ehrgeizige Projekte den Prinzipien Konkurrenz und Statussicherung verpflichtet und dienen der Sozialisation der Kinder in die individualistische Leistungsgesellschaft. Diese Entwicklung ist nicht neu, wie ein Foto um 1900 (siehe Abb. 9) zeigt, auf

Abb. 9

dem acht stolze Gymnasiasten für ihre Familie „Kapital akkumulieren".[21] Doch führt diese Entwicklung gegenwärtig zu neuen oder jedenfalls gewandelten Ritualen, wie z. B. dem sich zu einem aufwendigen Familienfest ausweitenden ersten Schultag, zu dem Großeltern und Paten/innen anreisen und mancherorts die Kirche in einer Feierstunde ihren Segen gibt. Weitere Untersuchungen müssten prüfen, inwieweit hier tatsächlich eine „Erfindung von Tradition" (Hobsbawm, Ranger 1983) stattfindet und dabei zum einen die Ritualdichte pro Kind zunimmt und sich zum anderen in einer säkularen Leistungsgesellschaft der Bezugsrahmen von Lebenslaufbräuchen ändert. So scheinen die Anlässe für die Inszenierung von Familienidentität nicht mehr hauptsächlich die ehedem von den Kirchen bestimmten Übergangsriten, sondern vielmehr die Stationen im Ausbildungs- und Karriereweg der nachwachsenden Generation zu sein.

Dieser genauer auch im Hinblick auf soziale und regionale Unterschiede zu bestimmende Wandel des Feierrepertoires in Familien trägt nicht zuletzt auch dem Wandel der Lebensformen Rechnung. Boten sich bei mehreren Kindern pro Familie mit den Taufen, Kommunionen, Konfirmationen oder Jugendweihen und dann den Hochzeiten häufigere Anlässe für Treffen der Verwandtschaft und verteilte sich die Zuwendung der Paten und Großeltern auf mehrere Kinder, so stehen heute wenige einzelne Kinder immer älter werdenden Vertretern/innen der Eltern- und Großelterngeneration gegenüber. Die Konzentration auf einzelne Kinder in der „multilokalen Mehrgenerationenfamilie"[22] ermöglicht und erfordert offensichtlich die Ausweitung oder Überformung bestehender und die Erfindung neuer Rituale bzw. die Verschiebung von deren Bezugsrahmen und Funktionen. So findet sich in einer säku-

21) So kommentierten Martine Segalen und Françoise Zonabend (1998, S.210) das von ihnen abgedruckte Foto aus dem Marburger Bildarchiv Ingeborg Weber-Kellermanns.

22) Siehe zu entsprechenden Entwicklungen von „Kindheit in einer individualisierten Gesellschaft" auch Bertram (1995).

larisierten Lebenswelt z. B. die Taufe bisweilen in ein sogenanntes „Bewillkommnungsfest“ transformiert, wobei sich die Praxis der Initiation von der des Kindes (in die kirchliche und familiäre Gemeinschaft) auf die der Paten verschoben hat, die nun von den Eltern mit ihrer individuell zu bestimmenden Rolle vertraut gemacht werden müssen.

Dass es sich hier nicht um ganz zufällige Beobachtungen handelt, zeigen auch Martine Segalen und Françoise Zonabend (1995, S.202) für Frankreich, wo sich das kulturelle Feierrepertoire wie folgt zu verschieben scheint: Es werde erstens „privater“ wie z. B. die Hochzeiten, die heute ihrer weitreichenden sozialen Funktion als Übergangsritus zunehmend entbehrten und sich zu einem für das Erinnerungsvideo inszenierten individualistischen Lifestyle-Schauspiel gewandelt hätten. Zweitens seien es zunehmend die mit Lebensbeginn und Kindheit verbundene Feiern, die mit großem Aufwand und der weiteren Verwandtschaft begangen würden. Der Tod eines Familienmitglieds, der früher die ganze Familie zur Neuordnung zusammengebracht hatte, versammle dagegen höchstens noch einen kleinem Kreis.

Wenn sich „Familie“ im spätmodernen Alltag trotz gewandelter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen gerade auch mithilfe eines entsprechenden Feierrepertoires fortsetzen und anpassen kann, so wird dieser Transformationsprozess auch wieder durch Leitbildproduktionen der Medien, Wissenschaft und Politik zentral mitbestimmt. Ein Beispiel: Sogenannte „new families“ sind neuerdings als exotische Grenzgänger und doch Wegbereiter neuer Lebensstile Gegenstand von modischer Ratgeberliteratur wie von wissenschaftlichen Publikationen.[23] So werden mobile und insbesondere binationale Partnerschaften, die bis vor kurzem entweder als „Liebe über alle Grenzen“[24] romantisiert oder aber als Verursacher von Identitätskrisen und Kulturkonflikten pathologisiert wurden, nun als Wegbereiter des postnationalen Zeitalters gefeiert.[25] Und so werden gleichgeschlechtliche Elternpaare porträtiert, die mit Hilfe der neuen reproduktionsmedizinischen Techniken die Grenzen der Natur überwunden haben und nun – vier Elternteile – ihr gemeinsames Kind zum Grundschulabschlussfest begleiten.[26] Insbesondere der sich verbreitende Begriff der Patchwork-Familie, der die negativen Konnotationen der alten „Stieffamilie“ umdeutet, unterstreicht den Eindruck, dass sich die neuen Leitbilder am Erwartungshorizont einer neoliberalen Erlebnisgesellschaft orientieren beziehungsweise diesem Gesellschaftsentwurf genauso zuarbeiten wie einst Parsons Konzept den Wertvorstellungen der 1950er Jahre. „Anything goes“ – die Familie erscheint als temporäres, buntes Beziehungs-Patchwork, zu dem der IKEA-Bausatz, der sich wie die Familie selbst je nach den Notwendigkeiten individueller Lebensverläufe fast reibungslos zusammenbasteln lässt, weitaus besser passt als die Eiche-Schrankwand, das überkommene Monument und Symbol auf Dauer angelegter Gemeinschaft.

Wenn Soziologen/innen herausgefunden haben, dass die Möglichkeit der Temporalität der Partnerschaft darüber hinaus z. B. durch eine „Vertragsmentalität“ einkalkuliert wird und dass „Beziehungsarbeit im Dauerdiskurs“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990, S.120) die Folge der trivialromantischen Glücks- und Sinnerfüllungs-Ansprüche an eine Partnerschaft sind, dann geben sie damit auch Hinweise auf ein reichhaltiges, wenngleich diffiziles Feld für die Ethnographin. Bei der Untersuchung privater Praxen der Angstabwehr und Bestandsicherung stößt sie zum Beispiel von mannigfaltigen Gestaltungsformen eines „living apart together“ über sogenannte „Zwiegespräche“[27] zur „Reinigung“ der Beziehung bis hin zu den auch von der evangelischen Kirche neuerdings angebotenen Trennungsritualen. Sie stößt

23) Stellvertretend sei hier etwa der Band von Ursula Ott und Matthias Pape („New Family – Elternreiche Kinder, nicht kinderreiche Eltern sind die Zukunft. Verlag Carl Ueberreuter 2002) genannt, der in der entsprechenden Ratgeberecke jeder größeren Buchhandlung zu finden ist und in einschlägigen Berichten in Elternzeitschriften als Buchtipp zusätzlich verbreitet wird, siehe „Young Family“ (Ausgabe Deutschland 1/2003, S.33).

24) Siehe zu impliziten Denktraditionen der romantischen Mesaillance z. B. den Titel eines entsprechenden Buches von Dietrich Gronau und Anita Jagota: Über alle Grenzen verliebt. Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Ausländern (Frankfurt a.M. 1991), das deutschen Frauen in binationalen Partnerschaften durch Fallberichte Mut machen will, „ihrer Liebe über die Grenzen des Gewohnten und des eigenen Landes zu folgen“ (Klappentext).

25) So z. B. von Ulrich Beck (Die „Warum-Nicht-Gesellschaft“, in: DIE ZEIT, Nr. 48, 25.11.1999, S.13) in einem Essay über die Zukunft der nationalen Demokratien unter dem Druck der Globalisierung: „Postnationale Gesellschaft heißt Globalisierung von innen. Die Menschen handeln international, arbeiten international, heiraten international, die Kinder werden international, das heißt mehrsprachig und im generalisierten Nirgendwo des Fernsehens und Internet erzogen (...)“

26) Siehe z. B. Ott und Pape (wie Anm.23) oder eine entsprechende Bildreportage der Zeitschrift GEO (8. 8. 2003, S.135), die für ihre Titelgeschichte über Fortpflanzungsmedizin homosexuelle Paare in den USA porträtiert, die sich entspannt mit den Leihmüttern (und deren eigenen Familien), die ihre Kinder ausgetragen haben, zum Familienausflug treffen. Ein solches „Familienidyll“ (GEO) wäre derzeit in Deutschland mit seinen restriktiveren reproduktionsmedizinischen Gesetzen und einem Verbot der Leihmutterschaft in dieser Form nicht denkbar.

27) Siehe z. B. die Publikationen und Seminare aus der Schule des Paartherapeuten Michael Lukas Moeller (z. B. „Die Wahrheit beginnt zu zweit. Das Paar im Gespräch, Reinbek 1988 u.ä.), der die Regeln gelungener „Zwiegespräche“ als zentrales Mittel zur Beziehungspflege formuliert und lehrt.

dort, wo früher Sitte und Konvention Rollen- und Beziehungsverhalten regelten, auf eine Fülle von widersprüchlichen psychologischen Ratgebern und Therapien, die aus der neuen Unübersichtlichkeit in Sachen Partnerschaft und Liebe mit teilweise einfachen Weisheiten und archaischen Familienbildern herauszuführen versprechen.

Aufgabe der Europäischen Ethnologie ist es, nicht nur die wechselseitigen Beeinflussungen, sondern auch die spannungsreichen Gegensätze zwischen den harmonisierenden Leitbildern und den gelebten Beziehungsrealitäten zu beleuchten. Zu Tage gefördert werden im Falle der „neuen Familien" diffizile Beziehungsarrangements, Konflikte um geteilte Loyalitäten und Ressourcen zwischen alten und neuen Partnern sowie Kindern aus früheren und späteren Beziehungen, die zwischen zwei Kinderzimmern, mehreren Eltern und Großeltern sowie verschiedenen Lebensstilen hin- und herpendeln. Eine solche Ethnographie gelebter Sozialitäten im Alltag gibt nicht zuletzt auch den Blick frei auf die Modalitäten, nach denen das biologisch determinierte Konstrukt „Familie" sich teilweise wieder zugunsten sozial definierter Lebensformen auflöst: durch das Auseinanderfallen von biologischer und sozialer Elternschaft in Folge von Scheidungen und Wiederverheiratungen, aber auch bedingt durch die Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin. Und generell ist zu fragen, ob und inwiefern in den neuen Lebens- und Familienformen die traditionalen Abspaltungen, die das bürgerliche Familienleitbild mit sich brachte, wieder stärker integriert werden. Kommt es z. B. zu einer Auflösung der Intimität der Eltern-Kind-Triade, wenn plurale Lebenswelten auseinander lebender Teilfamilien koordiniert werden müssen? Wird der Familienraum also durch Mobilität und „Mehrörtigkeit", durch neue, wechselnde Allianzen, durch den Zwang zu mehr Abstimmung und Kommunikation, öffentlicher und transparenter oder entwickelt sich als Gegenbewegung eine andere Kultur des Privaten mit neuen Auf- und Abspaltungen sowie eine weitere Anonymisierung und gesellschaftliche Atomisierung?

Dichte Beschreibungen, insbesondere der Wohnwelten, können hier symbolische Ausdrucksformen von Intimität und kommunikativer Öffnung oder auch von Macht und Ungleichheit, von Vereinzelung und Vergesellschaftung herausmodellieren. Wie finden sich im Einzelfall Verbindungen oder Grenzziehungen zwischen den Generationen, Geschlechtern, zwischen Innen und Außen, zwischen den alten und neuen Familien in Raumnutzungen und -verteilungen sowie Einrichtungen und Anschaffungen ausgedrückt?[28] Und wer sind die Akteure – oder sind es eher Akteurinnen? –, die hier als Wahrer(innen) von Tradition oder als Trendsetter die Familienkultur gestalten und – mit welchen Praktiken? – auch über Distanzen, Diskrepanzen und Brüche hinweg zusammenbinden?

Viele Fragen und bislang noch wenig Antworten in einem von der Europäischen Ethnologie in den letzten Jahren vernachlässigten Forschungsfeld. Wahrscheinlich ist jedoch: Gestaltete eine Patchwork-Familie ihre Geschichte als Bilderchronik, so würde die Sachlage ungemein komplizierter als bei der Familie, deren Erinnerungslandschaft eingangs vorgestellt wurde. In der „neuen Familie" präsentierte jedes Mitglied seine eigene Vorstellung von Familie und Zugehörigkeit, und das mit jeder Trennung und Wiederverheiratung neu. Verwandtschaft muß wie auch eine bestimmte Familienform mehr denn je von jedem einzelnen ausgewählt, neu bestätigt und begründet werden. Die Institution „Familie" ist demnach irgendwo zwischen konservativer Enkulturationsinstanz und Labor für neue Lebensformen und damit tatsächlich in der späten Moderne mit ihren riskanten, aber auch chancenreichen Freiheiten angekommen.

Gleiches gilt für die Ethnographin. Angesichts der Pluralisierung und Temporalität der symbolischen Repräsentationssysteme gestaltet sich auch ihre Feldforschung als offener und schwer begrenzbarer Prozess. In Einzelfallstudien sind Mikro- und Makroebene zusammenzuführen. Es gilt also, den zunehmend heterogenen Umgang mit den traditionalen wie neueren Leitbildern in unterschiedlichen Familien dicht zu beschreiben und dabei auch zu berücksichtigen, inwiefern Familie und Gesellschaft sich tatsächlich nicht nur wechselseitig stärken, sondern, anders als z. B. von Parsons vermutet, immer öfter in Gegensatz zueinander geraten.

Probleme um Kinderschwund, Rentendebakel oder um doppelbelastete Frauen etwa werden erst dann verstehbar, wenn man beachtet,

28) Wie werden heute z. B. die Wohnumwelten in unterschiedlichen Partnerschafts- und Familienkonstellationen als Gegenwelten zur Arbeitswelt draußen arrangiert und inszeniert? Vordergründig grenzen Wohnküchen, in den Wohnraum integrierte Küchenzeilen, offene Arbeitszimmer oder multifunktionale Wohn-Arbeits-Schlafräume die Sphäre der Arbeit häufig nicht mehr aus dem Familienleben strikt aus. Was bedeutet das aber für die Praxis gelebter Beziehungen und Rollenzuweisungen, für die Funktionen und Grenzen der Familie als Erfahrungsraum? Es ist zu vermuten, dass gerade eine Ethnographie der Wohnwelten auch die am Beispiel des Umgangs mit den Finanzen und der Verteilung von Hausarbeit belegten ungleichen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern weiter erhellen würden. Siehe zum Umgang mit Geld in Paarbeziehungen als Indikator für Macht und Ungleichheit Allmendinger et al. (2001), siehe eine entsprechende ethnographische Studie zur geschlechtsspezifischen Raum- und Dinganeignung die volkskundliche „Projektgruppe Göttingen" (1992).

durch welche historischen Prozesse Geschlechterrollenbilder im Bewusstsein und Handeln der Menschen nachhaltig verankert wurden und weiterhin werden. Insofern hat die Europäische Ethnologie mit ihrem historisch dimensionierten ethnographischen Blick auf Leitbilder und die kulturellen Vermittlungspraktiken mehr denn je eine wichtige, auch gesellschaftspolitische und aufklärerische Aufgabe.

Kontakt:
PD Dr. Irene Götz
Humboldt-Universität Berlin, Institut für Europäische Ethnologie
Mohrenstraße 41
10117 Berlin
Telefon: 030/ 2093-3718
Email: irene.goetz@rz.hu-berlin.de

Literatur

Allmendinger, Jutta et al. (2001): „Gemeinsam leben, getrennt wirtschaften? Chancen und Grenzen der Individualisierung in Paarbeziehungen“, in: Beck, U./ Bonß, W. (Hg.): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a. M., S.203-218.

Ariès, Philipe (1978): Geschichte der Kindheit. München.

Beck, Ulrich (1990): „Der späte Apfel Evas oder Die Zukunft der Liebe“, in: Beck, U./ Beck-Gernsheim, E.: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a. M., S.184-221.

Beck, Ulrich/ Beck-Gernsheim, E. (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a. M.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): „Alles aus Liebe zum Kind“, in: Beck, U./ Beck-Gernsheim, E.: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a. M., S.135-183.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998): Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München.

Bertram, Hans (1991) (Hg.): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen. Opladen.

Bertram, Hans (1995): „Kindheit in einer individualisierten Gesellschaft“, in: Edelstein/ Kreppner/ Sturzbecher (Hg.): Familie und Kindheit im Wandel. Reihe Ergebnisse der Jugend- und Sozialisationsforschung. Berlin.

Bertram, Hans (2000): „Familie im Wandel“, in: Larass, Petra (Hg.): Kindsein – kein Kinderspiel. Das Jahrhundert des Kindes (1900-1999). Halle, S.93-108.

Brunner, Otto (1978): „Vom ‚ganzen Haus’ zur ‚Familie’“, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Seminar „Familie und Gesellschaftsstruktur“. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M., S.83-92.

Davidoff, Leonore et al. (2000): „Das Paradox der Familie im historischen Kontext“, in: Historische Anthropologie 8 (2000), S.359-382.

Elias, Norbert (1978): „Zum Zusammenhang von Triebkontrolle und Familienform bzw. Gesellschaftsstruktur“, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Seminar „Familie und Gesellschaftsstruktur“. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M., S.152-160.

Hausen, Karin (1978): „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere’. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Seminar „Familie und Gesellschaftsstruktur“. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M., S.161-194.

Löfgren, Orvar (1982): „Der Familienmensch. Einige Aspekte über die Entwicklung der bürgerlichen Familie im Schweden des 19. Jahrhunderts“, in: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, S.30-46.

Mitterauer, Michael (1978a): „Zur Problematik des Begriffs ‚Familie’ im 17. Jahrhundert“, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Seminar „Familie und Gesellschaftsstruktur“. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M., S.73-82.

Mitterauer, Michael (1978b): „Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie“, in: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Seminar „Familie und Gesellschaftsstruktur“. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M., S.93-102.

Mitterauer, Michael (1990): Historisch-anthropologische Familienforschung: Fragestellungen und Zugangsweisen. Wien u.a..

Parsons, Talcott/ Robert F. Bales, (1955): Family, Socialization and Interaction Process. Glenoce. (Reprint London u.a. 1998).

Möller, Helmut (1966): „Altdeutsch. Ideologie, Stereotyp, Verhalten“, in: Hessische Blätter für Volkskunde 57, S.9-30.

Projektgruppe Göttingen (1992): „Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dinganeignung“, in: Heinrich, Bettina et al. (Hg.): Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. 4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Tübingen, S.108-122.

Rosenbaum, Heidi (1978) (Hg.): Seminar „Familie und Gesellschaftsstruktur“. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a. M.

Rosenbaum, Heidi (1982): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.

Segalen, Martine (1990): Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie. Frankfurt a. M., New York, Paris (frz. Original: Sociologie de la famille, Paris 1981).

Segalen, Martine/ Zonabend, Françoise (1998): „Familie in Frankreich", in: Burguière, André et al. (Hg.): Geschichte der Familie, Bd. 4 (20. Jahrhundert). Frankfurt a. M. u.a., S.169-210.

Weber-Kellermann, Ingeborg (1974): Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt a. M.

Weber-Kellermann, Ingeborg 1989 (1. Aufl. 1976): Die Familie. Geschichte, Geschichten und Bilder. Frankfurt a. M.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Foto (privat), Irene Götz.

Abb. 2: Foto (privat), Irene Götz.

Abb. 3: Gemälde von Georg Kugler (1840-1913): Familienszene (1894). Veröffentlicht in: Weber-Kellermann (1989, S.160).

Abb. 4: Gemälde von Simon Meister (1796-1844): Familie Werbrun (1835), Wallraf-Richartz-Museum und Museum Ludwig, Köln. Veröffentlicht in: Weber-Kellermann (1989, S. 79).

Abb. 5: Foto (privat), Irene Götz.

Abb. 6: Foto, private Grußkarte, Besitz Irene Götz.

Abb. 7: Werbeseite von 1970. Veröffentlicht in: Weber-Kellermann (1989, S.290)

Abb. 8: Foto von M. Bidner. Veröffentlicht zusammen mit dem Beitrag von Matthias Oloew: Der lange Marsch in die Mitte. In: Der Tagesspiegel, 28. Juni 2003, S.25.

Abb 9: Foto (um 1900), Marburger Bildarchiv von Ingeborg Weber-Kellermann. Veröffentlicht in Segalen/ Zonabend (1998, S.210).